



WESTFÄLISCHE
WILHELMS-UNIVERSITÄT
MÜNSTER

sprachen ●●● zentrum

Fremdsprachausbildung und Studienreform

Vortrag beim Gründungskolloquium des Sprachenzentrums am 03.07.98

W. Grießhaber

Auszug aus dem Vortragsmanuskript zur Bedeutung von
Fremdsprachkenntnissen insbesondere Englisch



Fremdsprachausbildung und Studienreform
Vortrag beim Gründungskolloquium des Sprachenzentrums am 03.07.98
W. Gießhaber

**Auszug aus dem Vortragsmanuskript zur Bedeutung von
Fremdsprachkenntnissen insbesondere Englisch**

§1 Einleitung

Im Anschluß an die vorangegangenen Beiträge möchte ich darstellen, wie und nach welchen Grundsätzen wir unser Fachsprachangebot entwickelt haben. Dabei werde ich besonders darauf eingehen, welche Konsequenzen sich aus der neuen Qualität der englischen Sprache als Lingua franca der Wissenschaften ergeben. Mit allgemeinen Überlegungen zu studienorganisatorischen Fragen möchte ich meinen Blick auf die Fremdsprachausbildung beenden.

...

§5 Funktion von FS-Kenntnissen im Studium

Die bisher vorgestellten Schritte der Curriculumentwicklung sind um inhaltliche Aspekte zu ergänzen. In der oben vorgetragenen Form definieren sie lediglich ein bestimmtes Ausbildungsniveau, einen Leistungsanspruch ohne Inhalte. Damit ist u.a. die Frage verknüpft, was denn letztlich die universitäre Sprachlehreinrichtung Sprachenzentrum von, sagen wir, einer **Berlitz-School** unterscheide. Vor dem hermeneutischen Anspruch der Philologien kann ein auf bloße Fertigkeiten ausgerichtetes Programm als entleerte Vermittlung von Formen erscheinen. Provokativ gewendet müssen sich die Hochschulen fragen lassen, ob sie der von Einrichtungen wie Berlitz garantierten Professionalisierung der Sprachvermittlung entraten können. Wie effizient ist die Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten in Kursen mit 50 und mehr Teilnehmern? Aus meiner Hamburger Zeit ist mir noch ein Assistentenkollege gegenwärtig, der in einem Fremdsprachkurs mit über 70 Teilnehmern nach einigen Nachsprechübungen im Chor entnervt aufgab. Dagegen setzen private Institutionen mit ihren zahlenden Kunden Qualitätsmaßstäbe, die zweifellos der Sache dienen.

Wenn es um die Qualität der Ausbildung geht, stehen wir durchaus im Wettbewerb mit anderen Einrichtungen der Erwachsenenbildung. So wurde mir schon von einem für Fremdsprachen beauftragten Vertreter einer harten Wissenschaft zu bedenken gegeben, daß ein zu anspruchsvolles Programm, das zu teuer sei, dazu führen könnte, daß sich der Fachbereich die Vermittlung von Fremdsprachkenntnissen auch auf dem freien Markt, beispielsweise durch eine Rahmenvereinbarung mit Berlitz maßgeschneidert und günstiger einkaufen könne. Ich möchte die monetären Dimensionen an konkreten Zahlen veranschaulichen: Wenn z.B. alle 680 Studierenden eines Jahrgangs der Wirtschaftswissenschaft-

ten obligatorisch 4 SWS Fachfremdsprachunterricht im Laufe ihres Studiums absolvieren müßten, bedeutete dies einen **Personalanbedarf** von 3 1/2 Lektoren. Derzeit haben wir z.B. über die bei der Gründung geplante Ausstattung hinaus eine einzige feste Fachlehrkraft für Englisch. Wir könnten die dreieinhalb Kräfte sicher effizient einsetzen, ich bezweifle aber, daß wir sie erhalten werden. Die knapper werdenden Mittel hat schon die Finanzierung sogenannter Orchideenfächer zum brandaktuellen Gesprächsthema avancieren lassen, und soll auch schon zum Schleifen der Hackebeilchen geführt haben, wie es in der Zeitung vor dem klugen Kopf jüngst im Juni (9. 6. 98) beschrieben wurde. Man sieht, der Vergleich mit der Berlitz-School ist nicht so schnell erledigt, wie es zunächst scheinen mag. Die Frage führt uns zum zweiten Hauptteil meiner Ausführungen und mitten in die Bestimmung der Funktion von Fremdsprachkenntnissen in der Wissenschaft, im Studium und in der späteren professionellen Tätigkeit. Dabei möchte ich zunächst fächerübergreifend auf die Bedeutung des Englischen als Wissenschaftssprache eingehen, und dann exemplarisch fachspezifische Aspekte von Fremdsprachkenntnissen behandeln.

§6 Zur Bedeutung des Englischen in den Naturwissenschaften

Zur Einordnung der folgenden Ausführungen dürfte es hilfreich sein, eine **persönliche Bemerkung** voranzustellen. Ich selbst habe das klassische humanistische Gymnasium absolviert und mich während meiner längeren Studienzeit auch mit Latein beschäftigt. Ohne Anglistikstudium bin ich über die Bedürfnisse der wissenschaftlichen Kommunikation in engeren Kontakt mit der englischen Sprache gekommen. In meiner derzeitigen Funktion trage ich allgemein Verantwortung für die Vermittlung von Fremdsprachen, wobei persönliche Vorlieben oder Vorbehalte zurückzutreten haben.

Dies vorausgeschickt, ist sine ira et studio das Faktum festzustellen, daß das Englische den internationalen wissenschaftlichen **Austausch prägt**, wenn nicht **dominiert**. Das gilt für fast alle Fächer, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Durch das Internet und die damit tendenziell aufgehobenen Schranken von Ort und Zeit für den Austausch von Ideen und Meinungen wird diese Tendenz potenziert. Dies sind schlichte Tatsachenfeststellungen. Unter Berücksichtigung der Dynamik der Entwicklung in die nähere Zukunft führt dies dazu, daß wir wieder wie vor zwei Jahrhunderten eine relevante Lingua franca im wissenschaftlichen Austausch haben werden. Die Spaltung der Wissenschaften in eininige große nationalsprachlich geprägte Zweige wird von einer neuen internationalen Gemeinschaft aufgehoben werden. Man mag dies begrüßen oder bedauern, der Prozeß ist in vollem Gange. Was uns bleibt, ist, den Tatsachen nüchtern ins Gesicht zu sehen und geeignete Schlußfolgerungen zu ziehen.

Nicht mehr wegzudiskutieren ist der Trend in den Naturwissenschaften. Sprachsoziologisch ist seit einiger Zeit eine **Tendenz zur Diglossie** zu beobachten: Lehrveranstaltungen werden oft - noch - in deutscher Sprache abgehalten, die Fachkommunikation über aktuelle Forschungsergebnisse findet aber fast ausschließlich auf Englisch statt. Einerseits

kann ein Studienanfänger deutsch abgehaltene Lehrveranstaltungen besuchen und durchaus noch grundlegende Einführungswerke - auch von angelsächsischen Autoren - in einer deutschen Version benutzen. Andererseits publizieren renommierte Fachzeitschriften praktisch nur noch in englischer Sprache, nahezu alle wichtigen Kongresse verlangen die Einreichung von Beiträgen in englischer Sprache. Wenn man noch das Internet - das für die Forschung eigentliche kontinentübergreifende Diskussionsforum - berücksichtigt, kann man sagen, daß die relevante forschungsbezogene Fachkommunikation sich zum Englischen hin verlagert. Von der Forschung her wird dieser Trend mittelfristig auch die grundlegenden Studienphasen erfassen und das Deutsche als Vermittlungssprache zurückdrängen, wenn nicht gar ablösen.

Die Wissenschaftler sehen sich dann, wie es Hubert Markl schon 1985 formulierte, vor eine doppelte Übersetzungsaufgabe gestellt:

"ins Englische, um uns der weltweiten Gemeinschaft der Wissenschaft zu öffnen und einzuflügen, und wieder zurück ins Deutsche, um in der Gesellschaft zu wirken, die uns nicht nur die Mittel für unser Forschen zur Verfügung stellt, sondern die uns über das gemeinsame Band der Muttersprache erst den Schatz der Erfahrung einer Kultur verfügbar gemacht hat, ohne den wir wohl überhaupt nie in die Lage gesetzt worden wären, Gedanken zu denken und Dinge zu tun, die des englischen oder deutschen Ausdrucks wert sind." (Zeit 23/85). Wie die folgenden Überlegungen zeigen, muß sein Programm noch radikaler formuliert werden.

Die radikalen Veränderungen möchte ich am Beispiel der Empfehlungen verdeutlichen, die Edgar Lüscher den Anfängern des Physikstudiums in seiner 1967 erschienenen "Experimental Physik I" im Zusammenhang mit dem Hinweis auf das explosionsartig ansteigende Wissen gibt. Er empfiehlt zunächst drei englischsprachige Fachzeitschriften, "die jeder Physiker auf seine Spezialität durchkämmen" müsse, und nennt dann drei "vor allem zusammenfassenden Artikeln über Spezialgebiete gewidmet(e)" Zeitschriften, darunter eine mit einem deutschen Titel, die *Fortschritte der Physik*, (S. 12). Schon 1967 enthält sie überwiegend englische Beiträge, nämlich 13 zu 5. Die im Akademie-Verlag Ostberlin erscheinende Zeitschrift erhält 1983 zum erstenmal den englischen Zusatztitel *Progress of Physics*. Im Jahr der Änderung ist nur noch ein deutscher Beitrag enthalten, neu aufgenommene "Instructions to Authors" sehen nur noch die Einsendung englischsprachiger Beiträge vor. Das Impressum auf der zweiten Umschlagseite ist noch in deutscher Sprache abgefaßt. 1996 sind 'natürlich' nur noch englische Beiträge enthalten, das Impressum ist inzwischen auch in englischer Sprache. Deutsch sind lediglich noch der traditionelle Titel und der Erscheinungsort.

Mit einiger Verzögerung ist diese Entwicklung auch in der Chemie zu beobachten. So beschloß der Vorstand der Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCh) erst 1994, zwei renommierte Verbandszeitschriften künftig nur noch englischsprachige Beiträge publizieren zu lassen. Amoneit von der Geschäftsstelle der Gesellschaft machte zur Rechtfertigung die-

ses Beschlusses in einem Leserbrief in der FAZ vom 4. Oktober 1994 einige Bemerkungen von allgemeinem Interesse, die ich deshalb auszugsweise zitieren möchte:

"Sprache" - so schreibt er - "wird von Naturwissenschaftlern meist nicht primär als schützenswertes Kulturgut, sondern ganz pragmatisch als Kommunikationsinstrument verstanden. Computerprogramme schreibt man auch nicht in der Programmiersprache, die man zufällig als erste gelernt hat, sondern in der, die für das Problem am besten geeignet ist. Die von Kritikern ins Feld geführte mühevollte Übersetzung deutscher Entwürfe ins Englische erweist sich bei näherer Betrachtung als wenig stichhaltig: Das in Fachartikeln verwendete Englisch ist sprachlich limitiert und benötigt nicht die sprachlichen Preziosen der Feuilletonisten, im übrigen werden normal trainierte deutsche Chemiker ihre Gedanken nicht übersetzen, sondern gleich englisch zu Papier bringen."

Den Zusammenhang von Forschungsrang und Wissenschaftssprache belegt die Reaktion von Prof. Müller aus Kassel, der für die Anorganische Chemie eine deutsche Spitzenstellung beansprucht, womit eine deutsche Publikationspraxis einhergehe. Für unsere Frage nach der Stellung des Englischen ist die von Amoneit zum Ausdruck gebrachte Funktion der **Sprache als Kommunikationsmittel** interessant. Die Sprache wird wie ein Computerprogramm als Werkzeug verstanden, darin dem heute schon erwähnten Humboldt in seinem Werk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* von 1836 nicht so weit entfernt, wenn er z.B. die Sprache als "Werkzeug zu einem Zwecke" (S. 89) betrachtet, die von "endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch" (S. 106) macht, gerade so, wie eine Programmiersprache einen endlichen Zeichenvorrat für unendliche Ausdrucksmengen zur Verfügung stellt. Sprache wird in dieser Sicht wie ein symbolisches Instrument zur Manipulation von Zeichenketten und über diese zur Bezeichnung objektiver Sachverhalte betrachtet und benutzt.

Allerdings betont Humboldt im selben Werk, daß mit der **Muttersprache** eine besondere Sicht auf die Welt einhergeht und läßt offen, ob ein Kind später wirklich eine andere Sprache so wie die Muttersprache erwerben kann. In diesem Sinn ist es wahrscheinlich, daß die Produktivität eines muttersprachlich deutschen Naturwissenschaftlers der Produktivität eines englischen Muttersprachlers in Englisch nicht entspricht. Die eigentliche Erkenntnistätigkeit besteht ja nicht im Aufstellen einer Meßapparatur und dem Registrieren von Meßergebnissen - das läßt sich in der Tat nonverbal mit symbolischen Notationen erledigen - die eigentliche Erkenntnistätigkeit besteht in der gedanklichen Durchdringung des Problems zur Bestimmung der für die Fragestellung geeigneten Meßoperationen. Diese Tätigkeiten sind vom muttersprachlichen Denken zumindest mitbestimmt, auch wenn sie sich englischer Begriffe bedienen. Deshalb ist Markls Bild von der Übersetzung vorsprachlicher Erkenntnisse ins Englische auf Dauer für Spitzenforschung nicht haltbar. Die auf Englisch geführte wissenschaftliche Diskussion erfordert auf längere Sicht, daß auch die Erkenntnisarbeit in englischer Sprache durchgeführt wird. Mir ist bewußt, daß dies eine weitreichende Feststellung ist, die radikale Konsequenzen erfordert. Auf diese Auswirkungen möchte ich im folgenden am Beispiel der Philologien zu sprechen kommen.

§7 Zur Stellung des Englischen in den Philologien

Die Zusammenhänge zwischen Denken, Begriffsbildung, Entfaltung der Gedanken und der benutzten Sprache lassen sich an einem Beitrag des Linguisten Wolfgang Klein in *Linguistische Berichte* (100/85, 511-520) verdeutlichen. Er berichtet von einer amerikanischen Linguistin, die auf einem internationalen Workshop feststellte: "German linguistics does not exist" (512). Damit meinte sie nach Klein, daß die deutsche Linguistik für die internationale Öffentlichkeit inexistent sei, unabhängig davon, daß es deutsche Linguisten gebe und diese auch publizierten. Angestachelt von diesem Verdikt inspizierte er vier Jahrgänge der renommierten Fachzeitschrift "*Language*" auf Arbeiten deutscher Linguisten. Die Suche ergab, daß vor allem wohlverdiente Klassiker wie Brugmann, Delbrück, Wackernagel oder Humboldt zitiert wurden; die einer Kurzrezension für würdig befundenen Arbeiten waren u.a. "*Die Sprachen des Bärenkultes im Obugrischen*", oder "*Die Weinbau-terminologie des Burgenlandes*", also nicht gerade die modernen Arbeiten, die in der deutschen Linguistik damals diskutiert wurden.

Von den vier sich zur Erklärung anbietenden Gründen verwirft er zwei, nämlich den möglicherweise unzureichenden Rang der Forschung und die In-group Bildung bzw. Zitiertkartelle. Als einschlägiger erscheinen ihm die deutsche Sprache und der schlechte deutsche Stil. Auf die Randstellung der deutschen Sprache hat kürzlich Rolf Hochhuth im Spiegel hingewiesen und dazu eindrucksvoll Thomas Manns Klage über die deutsche Sprache angeführt. Klein illustriert das Sprach-Handicap mit der Linguistin Barbara Partee, die angesichts ihres überquellenden Schreibtischs nicht alles lesen könne, was interessant sei, so daß sie unter dieser Zeitknappheit deutsche Beiträge auslasse, die ihr die dreifache Zeit und Energie zum Lesen abverlangten. Der zuletzt genannte schlechte Stil hat wohl auch etwas mit der Sprache zu tun, wie sie Kleist zu so schön kompliziertem Ausdruck gebracht hat, der sich im Kopf des Lesers zu einem komplexen Ganzen fügt. Er hat aber auch mit dem typisch deutschen Aufsatzstil zu tun. Der australische Linguist Micheal Clyne hat in mehreren empirischen Untersuchungen die Unterschiede zwischen dem schnörkellosen angelsächsischen Essaystil und dem umhermäandernden deutschen Aufsatzstil herausgearbeitet. Dabei hat er gezeigt, daß der deutsche Schreibstil auch in guten englischen Übersetzungen einfach einen Eindruck von uneasyness erzeugt, der zu dem von Partee beschriebenen dreifachen Rezeptionsaufwand führt. Es ist also nicht einfach damit getan, die passende Publikationssprache zu wählen, es ist auch notwendig, die Entwicklung eines Arguments, die Art der Gedankenführung an die angelsächsischen Konventionen anzupassen, wenn man von der angelsächsischen Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen werden will. Dazu ist es erforderlich, die Arbeiten schon auf Englisch zu planen, nicht erst eine deutsch geplante Arbeit ins Englische zu übertragen. Das wird auf längere Sicht die Art der deutschen Wissenschaft verändern.

Von der Literaturwissenschaft aus mag dies ja für die den Naturwissenschaften verwandte Sprachwissenschaft durchaus zutreffen, aber für die Kulturwissenschaften, die sich mit

sprachlichen Zeugnissen beschäftigen sicher nicht. Soweit derzeit absehbar, wird es künftig jedoch weniger darum gehen, ob der Einwand gilt, als vielmehr darum, daß die Entwicklung schon in vollem Gange ist. Mit dem Vordringen der Kultur- und **Regionalstudien** entsteht zumindest an den Rändern der Philologien ein englischsprachiges Publikationsbiotop. Gerade hier in Deutschland ist es von Interesse, daß in den USA oder in England die Germanistik zunehmend in die cultural studies integriert wird. Dadurch erreichen die Departments ein größeres - zahlendes - Publikum. Zu diesen Aspekten der Hochschulpolitik haben wir vorhin auch einiges gehört. Einerseits sind die als mühselig geltenden Deutschkurse nicht mehr erforderlich für eine Beteiligung an diesen Studien. Andererseits können mittels Englisch auch Lehrende und Studierende anderer Sprachräume miteinander kommunizieren. Dadurch steigen die englischsprachigen Publikationen in den nicht-anglistischen Philologien, auch in der Literaturwissenschaft.

Wem die Farben dieses Bildes viel zu düster erscheinen, mag die Vortragsthemen im **Bochumer Graduiertenkolleg "Kulturelles Bewußtsein und sozialer Wandel in der russischen und sowjetischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts"** vom vergangenen Wintersemester betrachten: Alle 5 angelsächsischen Vortragenden kündigten ihre Beiträge in englischer Sprache an, z. B. Prof. Smith aus Oxford über "*Mythopoetic representations of Solshenitsyn*". Die englischen Referate über russischsprachige Sachverhalte vor einem russisch-kundigen Publikum demonstrieren die Ausbreitung der neuen Lingua franca der Wissenschaften auch in Kommunikationsgruppen, die bisher vom Gegenstand geprägt waren.

Soweit die Entwicklungslinien, wie sie sich dem nüchternen Betrachter darstellen. Der Anspruch der hermeneutischen Durchdringung des Gegenstandes ist unter diesen Bedingungen sicher nicht einfach zu erfüllen, aber wir werden einen Weg finden müssen, erworbenes Wissen und bewährte wissenschaftliche Ansprüche unter gewandelten Bedingungen von neuem in die vergrößerte Diskursgemeinschaft einzubringen. Schließlich eröffnet das gemeinsame Medium auch Chancen zu größerer Teilhabe. Im Fall des Bochumer Graduiertenkollegs können auch Nicht-Slavisten den Vorträgen folgen, während sie der Gebrauch des Russischen davon ausgeschlossen hätte. Man sollte also nicht nur den Verlust vertrauter Ausdrucksmittel beklagen, sondern auch die **neuen Chancen** einer größeren Diskursgemeinschaft sehen. In diesem größeren Wirkungsradius ist ja einer der entscheidenden Gründe für das Vordringen des Englischen zu sehen.

Das **Fazit** der Betrachtungen lautet also, daß das Englische in noch weit stärkerem Maße als heute das kommunikative **Fundament** des weltweiten wissenschaftlichen Diskurses bilden wird. In zunehmendem Maße wird es erforderlich werden, neue Erkenntnisse, die in der englischen Sprache entwickelt und konsolidiert werden, in das Deutsche zu übersetzen. Was bedeuten diese Einschätzungen für die Fremdsprachausbildung im Hier und Jetzt? Auf kurze und mittlere Sicht werden Bedarf und Nachfrage nach **Englischkursen** sicher deutlich ansteigen. In dem Maße jedoch, wie sich Englisch als Vermittlungssprache in den Fächern etabliert, wird die Nachfrage nach Fachsprachkursen zurückgehen. Dafür

wird sich ein spezieller Bedarf halten, der heute von uns noch gar nicht richtig befriedigt werden kann: Hilfen zum Schreiben wissenschaftlicher Arbeiten auf Englisch. Dieser Bedarf wird sich sicherlich auf längere Sicht halten. Eine zweite allgemeine Schlußfolgerung liegt auf der Hand: es sollte in allen Fächern selbstverständlich werden, **Dissertationen** ohne irgendeine Begründung auf Englisch einreichen zu können. Arbeiten in deutscher Sprache sind, wie oben gezeigt wurde, weitgehend der internationalen Diskussion entzogen, um es einmal andersherum zu formulieren.

§8 Fachspezifische Bedingungen

Aus den bisherigen Überlegungen zu Stellung und Funktion des Englischen als internationaler Wissenschaftssprache ergibt sich keineswegs die voreilige Schlußfolgerung, daß damit alle wesentlichen Fragen des universitären Fremdsprachbedarfs erledigt wären. Erstens berücksichtigen die Ausführungen nicht den gesamten Sprachverkehr. So ist die **Mehrsprachigkeit** der europäischen Bürger ein Wert für sich, der entsprechend hoch anzusetzen und zu fördern ist. Selbst unter Berücksichtigung der universitären Situation ergibt sich mit Blick auf internationale Kontakte und **Auslandsaufenthalte** ein großer und breitgestreuter Fremdsprachbedarf. Darüber hinaus ergeben sich in den einzelnen Fächern aufgrund ihrer fachinternen Situation jeweils besondere Fremdsprachenbedarfe für das Studium und für die spätere professionelle Tätigkeit. Auf diese fachspezifischen Aspekte werde ich im folgenden exemplarisch am Beispiel der Philologien, der Rechtswissenschaft und der Wirtschaftswissenschaften eingehen.

Wenn wir bei den neusprachlichen **Philologien** beginnen, so ist die jeweilige Sprache sowohl Studienobjekt als auch Kommunikationsmittel im Studium, und das in einer umfassenden Art und Weise. Die bewährte wissenschaftliche Praxis erfordert die Beschäftigung mit sprachlichen Zeugnissen am Original, in der Sprache des Originals, und nicht mit Hilfe noch so guter Übersetzungen. Das schließt auch diachrone Kenntnisse früherer Sprachstufen ein. In bezug auf die Sprache erfordert das Studium auch spezielle sprachanalytische Kenntnisse. Für derart komplexe und mit den eigentlichen Fachstudien verwobene Fremdsprachkenntnisse ist eine übergreifende zentrale Einrichtung wie das Sprachenzentrum nicht besonders geeignet. Diese Beschäftigung mit der Fremdsprache steht voll und ganz unter der Obhut der philologischen Fächer. Anders steht es mit allgemeinen Fremdsprachkenntnissen als Fundament für die speziellen Fachstudien. Bis zur Oberstufenreform wurden sie auf dem Gymnasium vor dem Studium vermittelt. Seit zunehmend mehr Studienanfänger ohne die erforderlichen Fremdsprachkenntnisse an die Hochschulen kommen, müssen die Hochschulen in ihrem Interesse möglichst schnell dieses Fundament vermitteln. Zur Bereitstellung eines solchen Kursangebots ist das Sprachenzentrum eine kompetente Institution. Der sprachpropädeutische Gesichtspunkt gilt auch für Fächer, in denen die für das Fachstudium erforderlichen Fremdsprachkenntnisse von der Schule nicht mehr in ausreichendem Maß vermittelt werden, z. B. Altgriechisch für Studierende der **Theologie** oder der Geschichte, um nur zwei zu nennen.

Besondere Bedingungen finden wir in der **Rechtswissenschaft**. Die kontinentaleuropäischen Rechtssysteme sind zwar jeweils nationalsprachlich geprägt, gehen aber auf die lateinische Rechtssystematik zurück. Insofern das Recht über die Gesetze sprachlich gefaßt ist und auch im Medium der Sprache vollzogen wird, gilt der hermeneutische Anspruch der Arbeit an den sprachlichen Originalquellen ganz besonders. Insofern spielt die deutsche Sprache eine besondere Rolle in der juristischen Ausbildung, die auf das Richteramt hin orientiert ist. Der Blick auf andere Rechtssysteme und die Kenntnis anderer Sprachen waren im wesentlichen auf Spezialisten der Rechtsvergleichung begrenzt. Im Zuge der Internationalisierung, insbesondere der europäischen Einigung gewinnen jedoch Kenntnisse über andere Rechtssysteme auch an praktischer Bedeutung für die spätere Berufstätigkeit. Besonders im Verhältnis zu dem systematisch anders aufgebauten Common Law System der angelsächsischen Staaten müssen fachliche Inhalte und entsprechende sprachliche Besonderheiten der Angehörigen des Rechtssystems erworben werden. In diesem Fall ist die Fremdsprache Kommunikationsmittel in den Fachlehrveranstaltungen und in ihrer besonderen Ausprägung auch Gegenstand der juristischen Ausbildung. In studiensystematischer Hinsicht ist es naheliegend, daß solche Fach- und Sprachkenntnisse eines anderen Rechtssystems außerhalb der grundständigen Juristenausbildung angeboten werden. Deshalb wird die fachspezifische Fremdsprachenausbildung für Juristinnen und Juristen als zusätzliches interdisziplinäres Studium organisiert. Unter den vielen Gründen für den durchschlagenden Erfolg des Angebots liegen sicher die erhofften Vorteile auf dem Arbeitsmarkt und das zum Interesse passende Angebot. Zur wissenschaftlich fundierten Verbesserung des Angebots haben Rechtswissenschaft und Sprachlehrforschung ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zu "Verhaltensmuster englischer und deutscher Juristen und ihre Vermittlung in der Juristenausbildung" gestartet. Neue Aufgaben führen auch zu neuen Fragestellungen für die Forschung.

In den **Wirtschaftswissenschaften** zeigen sich komplexe Verhältnisse zwischen Fachinhalten und Fremdsprachkenntnissen. Die Globalisierung des wirtschaftlichen Verkehrs erfordert zunehmend entsprechende Fachinhalte. Begrenzte Wirtschaftsräume und nationalstaatliche Gegebenheiten werden zunehmend unter dem Aspekt besonderer Ausprägungen allgemeiner Tendenzen behandelt. Die Theorien - zumindest in der Volkswirtschaft - streben allgemeine Erkenntnisse an. Wie in den Naturwissenschaften bildet sich eine internationale Kommunikationsgemeinschaft heraus, die sich des Englischen bedient. Während des Studiums sind derzeit überwiegend rezeptive - schriftsprachliche - Englischkenntnisse ausreichend. Insofern sehen wir auch hier die oben erwähnte **Diglossie** zwischen englischer Fachkommunikation und deutscher Vermittlungssprache. Diese Situation ändert sich für die Studierenden drastisch, wenn sie einen Auslandsstudienaufenthalt planen. Dann müssen sie nicht nur in anderssprachiger Umwelt zurechtkommen, sondern sich auch das Fachwissen in der Fremdsprache aneignen. Dies erfordert ziemlich hohe Fremdsprachkenntnisse - nicht nur in Englisch.

Am überzeugendsten werden Studierende der Wirtschaftswissenschaften jedoch mit Blick

auf den **Arbeitsmarkt** für gute Fremdsprachkenntnisse eingenommen. Es wird heute erwartet, daß die Bewerber gute bis sehr gute Englischkenntnisse mitbringen, zunehmend wird auch ein Auslandsstudienaufenthalt erwartet. Allerdings kann man auf dem Arbeitsmarkt mit Englisch allein kaum noch beeindrucken: dafür sollte man schon noch mindestens eine weitere Fremdsprache vorweisen können. Diese Lage will ich mit einem Beispiel aus der Stellenvermittlungspraxis veranschaulichen: Spiegel Special vom Juni diesen Jahres berichtet über die "Career Futures", eine spezielle Rekrutierungsveranstaltung eines privaten Arbeitsvermittlers, der vorverlesene BewerberInnen mit personalsuchenden Firmen zusammenbringt; von den aus 4.500 Bewerbungen ausgewählten 600 BewerberInnen sprachen alle Englisch, 46% zusätzlich Französisch und 19% Spanisch; über die Hälfte der vorselektierten BewerberInnen hat einen wirtschaftswissenschaftlichen Abschluß. Diese Zahlen belegen überzeugend die Bedeutung guter Fremdsprachkenntnisse für das berufliche Fortkommen. Diesen Bedingungen entsprechend orientieren sich unsere wirtschaftswissenschaftlichen Fachsprachangebote vornehmlich an den späteren beruflichen Anforderungen. Unter denjenigen, die sich freiwillig einer UNICERT-Prüfung unterziehen, gibt es nicht wenige, die im Interesse einer besseren Note mehr als die in der Prüfungsordnung vorgeschriebenen Kurse absolvieren. Viele Studierende haben offensichtlich die Signale aus der Wirtschaft wahrgenommen und studieren zwei Fachfremdsprachen. Diese Entscheidungen zeigen, daß unser Angebot den Bedürfnissen der Studierenden entspricht. Damit will ich den Blick auf die fachspezifischen Bedingungen beenden und zum letzten Teil meiner Ausführungen, zu den studienorganisatorischen Bedingungen, kommen.

§9 Studienorganisatorische Aspekte

Auf dem Weg bis hierher haben wir gesehen, daß ein erfolgreiches Angebot das richtige Anspruchsniveau festlegen muß, und daß es von der Ausrichtung, d.h. den angebotenen Sprachen und Inhalten auf die unterschiedlichen Bedürfnisse der jeweiligen Fächer abgestimmt sein muß. Damit ein so zusammengestelltes Programm aber tatsächlich zum Erfolg wird, müssen auch **studienorganisatorische Bedingungen** berücksichtigt werden. Die besten Abschlüsse und Zertifikate nützen nichts, wenn sie nicht studierbar sind, d.h. wenn die Studierenden die dafür erforderliche Zeit nicht aufbringen können. Etwas verkürzt ausgedrückt, bedeutet das für uns eine Gratwanderung zwischen hohen Anforderungen, die die Attraktivität der Zertifikate ausmachen einerseits, und einem noch vertretbaren Aufwand unter dem Gesichtspunkt der Belastbarkeit andererseits. Da die Studierenden unser Angebot auf freiwilliger Basis wahrnehmen, Zwangsmittel also ausscheiden, müssen wir im Interesse der Attraktivität der Abschlüsse die Belastbarkeit so weit wie möglich ausreizen.

Wie kann man die **Belastbarkeit** **ermitteln**? Hierzu fehlen erprobte Ratschläge. Man könnte eine möglichst hohe Grenze setzen und im Lehrbetrieb so weit heruntergehen, bis schließlich so viele Studierende mitmachen, wie man es sich vorgestellt hat. Dabei läuft man im realen Leben aber Gefahr, daß zu wenig Studierende überhaupt zum Einstieg in

das Programm veranlaßt werden, da die Anforderungen von vornherein als unrealistisch hoch eingeschätzt werden. Man hat dann also keine Interessenten zum Start. Ähnlich verhält es sich beim spiegelbildlich umgekehrten Fall: die zunächst niedrig angesetzten Anforderungen werden sukzessive gesteigert, bis sich die zunächst hohen Teilnehmerzahlen auf das gewünschte Maß verringert haben. Dieses Vorgehen entspricht in mancher Hinsicht der oben vorgestellten Arbeit am Sprachenzentrum, auch wenn sie nicht so konzipiert war. Der Mißerfolg ist sicher: die Qualifizierten werden durch das geringe Niveau abgeschreckt. Es ist also wie beim Schwimmen, irgendwann muß man ins Wasser und sich mit eigenen Bewegungen über Wasser halten. Ganz ähnlich ist es auch bei dieser Entscheidung: irgendwann muß man einen Wert für die zusätzliche Belastung je Semester festlegen und darauf hoffen, daß er richtig ist. Natürlich kann man den Wert systematisch eingrenzen, zum Beispiel durch Gespräche mit Studierenden, um zu erfahren, ob sie bei einer gegebenen Belastung überfordert sind, wichtige Sachen zurückstellen müssen, die Ausbildung abbrechen oder einfach nicht mehr aktiv im Unterricht mitmachen. Umgekehrt ist der Spielraum für eine Erhöhung nicht so deutlich an den Handlungen erkennbar, sondern eher im Umkehrschluß aus dem Fehlen der Überbelastungsreaktionen erschließbar. Vorteilhaft erwies es sich, daß wir von Anfang an mit den Fachschaftsvertretern im Gespräch waren und so einen relativ direkten Zugang zur Stimmungslage hatten. Auch die enge Abstimmung mit den Lehrkräften war dabei unverzichtbar. Im Endeffekt hat sich herausgestellt, daß wir mit unseren Werten gar nicht schlecht liegen.

Eine andere wichtige Dimension der Belastbarkeit und Studierbarkeit stellt die **Gesamtdauer** eines Ausbildungsabschnitts dar. Natürlich hätten wir im Interesse einer möglichst anspruchsvollen Ausbildung möglichst viel Zeit für unsere Angebote. Tatsächlich unterliegen wir vielen Beschränkungen. Fremdsprachkurse, die auf ein Auslandssemester vorbereiten sollen, sind nach der Rückkehr aus dem Ausland deplaziert. Da ein Auslandssemester meist in der Mitte des Studiums eingelegt wird, um dem früh einsetzenden Examenstreß zu entgehen, bleibt für ein solches Angebot letztlich nur ein Fenster. Auf der anderen Seite setzen effektive Fachfremdsprachkurse gewisse Fachkenntnisse voraus, d.h. schon eine gewisse Anzahl von Fachsemestern. Dadurch verringert sich das Fenster zum Spalt - bezogen auf die gesamte Studienzeit. Wie man sieht, begrenzen die grundständige Studienordnung und Studienpraxis die Gestaltungsmöglichkeiten eines zusätzlichen Studienelements auch dann nachhaltig, wenn das Angebot außerhalb der grundständigen Studienordnungen erfolgt.

Angesichts dieser Einengungen haben wir uns dafür entschieden, unsere Angebote nach Möglichkeit in **überschaubare Einheiten** aufzuspalten, so daß die Interessenten ihren Präferenzen entsprechend ihren Anteil bestimmen können. Die Einheiten, die mit einem Zertifikat enden, wurden auf einen Zeitraum von jeweils zwei Semestern begrenzt. Unter Einbeziehung von Kompaktkursen in den Semesterferien kann dadurch ein Gesamtvolumen von bis zu 10 SWS erreicht werden, wobei die Belastung pro Semester 4 SWS nicht übersteigt. Damit haben wir studierbare Einheiten geschaffen, die eben noch den Rahmen-

bedingungen für die Akkreditierung nach UNICERT genügen.

An dieser Stelle sei ein kurzer Blick auf die allgemeine Studiensituation in der Bundesrepublik gestattet, der sich unseren Erfahrungen mit den Fachstudien ergibt. Die Ausbildung in Deutschland ist generell in großen Zeiteinheiten organisiert. Schon im Alter von 10, 11 Jahren sollte man sich die Option auf ein späteres Studium durch den Gang auf ein Gymnasium offenhalten, das dann nach 9 Jahren mit einem qualifizierenden Abschluß endet. Das anschließende Studium dauert durchschnittlich rund 7 Jahre. Ich will hier nicht der bloßen Verkürzung der Ausbildungszeiten das Wort reden. Ein wissenschaftlicher Bildungsprozeß braucht seine Zeit. Was ich grundlegend in Frage stellen möchte, sind die langen Blöcke, auf die man sich einlassen muß. Die pragmatischer orientierten **Amerikaner** kennen in keiner Phase ihres Bildungssystems auch nur annähernd so lange Zeiten. Die längsten Einzelphasen sind die sechsjährige *Elementary / Primary School* und die daran anschließenden *Combined Junior-Senior High Schools* mit ebenfalls sechs Jahren, die aber in zwei Abschnitten absolviert werden können. Das Universitätsstudium ist in zwei Abschnitte untergliedert: den *Undergraduate* Bereich, der zum *Bachelor's Degree* führt und die zweijährigen *Master's Degrees Studies*, die zum Master führen.

Was ist an diesen Einteilungen so anders außer der Aufspaltung des Hochschulstudiums? Nun, die Einheiten, auf die sich jemand einläßt, sind jeweils überschaubarer. Am Beginn eines Hochschulstudiums muß man sich nicht auf 7 Jahre festlegen, sondern nur auf 4. Das erleichtert neben der Lebensplanung auch die Finanzierung. Und es ermöglicht eine größere Flexibilität. Kleine Einheiten lassen sich leichter geänderten Bedingungen anpassen als große. Das scheint mir der entscheidende Unterschied zu sein. Das wird deutlicher, wenn man den typisch deutschen Bildungsgang dagegen hält. Er ist im wesentlichen vom **Laufbahndenken** geprägt. Wenn jemand so lange Ausbildungszeiten auf sich nimmt, dann muß am Ende auch ein entsprechender Lohn die langen Mühen danken. Das waren die mit den Abschlüssen zugänglichen Laufbahnen, die denen, die hineinkamen, ein auf Jahrzehnte angelegtes Berufsleben in Aussicht stellten. Dies setzt gesellschaftlich stabile Strukturen voraus und perpetuiert sie gleichzeitig. Andererseits verkrusteten sich die Strukturen und die Laufbahnen werden - wie sich jetzt zeigt -, zunehmend schwerer zugänglich. Es müßte demnach im Interesse der Hochschulen sein, die Bildungsgänge in kleinere Abschnitte aufzuspalten, weil dadurch auch die Anpassung an gesellschaftliche Veränderungen leichter zu bewältigen ist.

Die **Strukturreform** haben wir noch in einer anderen Richtung verfolgt. Wir haben einerseits eine Fülle von Studiengängen und Abschlüssen. Im Kern liegt diesen unterschiedlichen Angeboten jedoch eine einzige Struktur zugrunde. Nach dem UNICERT®-Modell haben wir ein vierstufiges Kenntnissniveau angesetzt, das jeweils mindestens 8 SWS umfaßt. Im Eingangsbereich entsprechen z.B. die Herkunftssprachkurse, die im Zusatzstudiengang *Interkulturelle Pädagogik* verlangt werden, UNICERT® Stufe I. Die fachsprachlichen Testatskurse des Zentrums liegen irgendwo zwischen UNICERT® II und III. UNICERT® III und

IV bieten wir explizit für Französisch und Englisch an. Auch der interdisziplinäre Fachsprachstudiengang mit der Rechtswissenschaft orientiert sich an UNICERT®, allerdings den besonderen Bedingungen entsprechend modifiziert. Wir könnten also mit einem einheitlichen UNICERT® Angebot allein gut auskommen, aber im Hinblick auf die besonderen Bedingungen tragen die Angebote einen eigenen Namen mit eigenem Zeugnis und haben einen erkennbaren Charakter. Dadurch wird der organisatorische Aufwand verringert, und eine möglichst große Nutzung des Angebots quer durch die Fächer erreicht. Einen fertigungsorientierten Ergänzungskurs Französisch können Studierende der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften oder Medizin gemeinsam besuchen. Diese Interdisziplinarität ist kein geduldeter Nebeneffekt, sondern bewußt angestrebt.

Wenn Sie mich zum Schluß nun diesen Gedanken der Standardisierung im Hinblick auf die Philologien weiterspinnen lassen, kann ich mir gut vorstellen, daß es keinen Dokortitel in Anglistik, Romanistik oder Germanistik zu geben braucht. Es würde ein **einzigster philologischer Dokortitel** reichen, der durch einen Zusatz in Verbindung mit dem Titel der Dissertation die traditionellen Einzelphilologien ausreichend zum Ausdruck bringt. Vielleicht könnten dann auch Gemeinsamkeiten der Philologien stärker ins Bewußtsein rücken und zu einem neuen Selbstverständnis beitragen.

Literatur:

Ammon, U. (1998) Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen. Berlin u. New York: de Gruyter

Amonet, F. (1994) Deutsch - ein Regionaldialekt. In: FAZ 4.10.94

Hochhuth, R. (1998) Deutsch? Bye-bye! In: Spiegel 16.3.98, 271-275

Humboldt, W. v. (1836) Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin: Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. In Commission bei F. Dümmler (Faksimilegetreuer Nachdruck 1935 Berlin: Schneider)

Klein, W. (1985) Über Ansehen und Wirkung der deutschen Sprachwissenschaft heute. In: Linguistische Berichte 100/85, 511-520

Leonhardt, R. W. (1985) Nur auf englisch lohnt Forschung. Schwierigkeiten beim Umgang mit einer deutschen Wissenschaftssprache. In: Zeit 23/85

Lüscher, Edgar (1967) Vorlesung über Experimental Physik I. Mechanik, Geometrische Optik, Wärme. 1. Teil. Mannheim u. Zürich: Bibliographisches Institut

Müller, U. (1994) Anorganische Chemiker wollen auf deutsch publizieren. In: FAZ 10.10.94

Reumann, K. (1998) Die Hackebeilchen sind geschliffen. Was die Universitäten abgeben müssen und was sie nicht aufgeben dürfen. In: FAZ 9.6.98

Robinson, S. B. (1967) Bildungsreform als Revision des Curriculum. Aktuelle Pädagogik. Eine Schriftenreihe zur empirischen Erziehungsforschung. Neuwied u. Berlin: Luchterhand

Preuß, T. (1998) Bei uns ist alles dynamisch. "Career Futures": Wie die Wirtschaft ihren Elite-Nachwuchs findet. In: Spiegel Special 6/98, 141-145

Robinson, P. C. (1991) ESP Today: A Practitioner's Guide. New York u.a.: Prentice Hall

Zimmermann, G. (1989) Das sprachliche Curriculum. In: Bausch, K.-R. u.a. (Hg) (1988) Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen: Francke, 106-112